

A man with a beard and glasses, wearing a dark jacket, stands in front of a large set of concrete stadium steps. The background is a mix of the grey concrete and a large red geometric shape on the left side of the page.

«Ich halte mich nicht gerne in Grauzonen auf»

Er galt als Trainerhoffnung der Super League und stieg fast in die Bundesliga auf. Dann folgten nur noch Entlassungen. Doch Jürgen Seeberger liess sich nicht unterkriegen. Heute bläst der «kleine Rebell» in Winterthur zur Offensive.

Interview
SILVAN LERCH
Bilder
CHAVELA ZINK
www.zink-fotografie.ch

Jürgen Seeberger, der FC Winterthur gefällt sich als Gegenentwurf zur kommerzialisierten Fussballwelt. Aufsteigen in die Super League will er gar nicht unbedingt. Wie arbeitet es sich in einer Wohlfühloase?

Dass sich hier alle wohlfühlen, ist ja schön und gut, aber im Fussball geht es immer noch zuerst um Leistung und Ergebnisse. Das Wort «Wohlfühloase» habe ich in der Rückrunde jedenfalls nicht mehr gehört.

Du giltst ja auch als autoritärer Trainer. Ich bin kein harter Hund. Sonst würde ich nicht einen solch intensiven Dialog mit den Spielern pflegen.

Woher kommt dann dieser Ruf?

Der stammt noch aus meiner Zeit bei Schaffhausen. Ich bin halt ein emotionaler Typ, der viel fordert. Aber die damalige Mannschaft empfand mein Auftreten nie als autoritär. Sie wusste, dass wir ohne die Leistungskultur, die wir uns in der Challenge League erarbeitet hatten, untergegangen wären. Auch so schon verloren wir ja Saison für Saison die Hälfte aller Partien in der Super League.

Braucht es denn einen strengen Trainer, um in der Super League zu bestehen?

Es braucht vor allem ein Team mit Persönlichkeiten und das Bewusstsein des Trainers, dass er sich auf jeden Spieler individuell einlassen muss – im Training und in der Kommunikation.

Als Jugendlicher hattest du Mühe mit Hierarchien. Deshalb hast du dich auch mit einem ärztlichen Zeugnis vom Wehrdienst dispensieren lassen. Als Trainer musst du aber eine gewisse Hierarchie leben. Ist das nicht ein Widerspruch?

Nein, ich pflege ja eine grosse Nähe zu den Spielern. Und dass ich schon früh ein kleiner Rebell war, hatte mehr mit meiner Neugierde zu tun. Ich hinterfragte vieles – auch den Wehrdienst. Ich will doch nicht Krieg spielen! Regelmässig suchte ich mit dem Vater, den Lehrern oder meinen Trainern den Austausch. Der konnte mal mehr oder

weniger konfrontativ sein. Teils ging ich halt mit dem Kopf durch die Wand. Doch meine Familie liess mich gewähren. Es blieb ihr auch nichts anderes übrig (*lacht*).

Was passte dir denn nicht?

Ich kann das nicht an einem konkreten Beispiel festmachen. Generell finde ich einfach: Etwas Rebellion schadet nicht. Als Jugendlicher musst du ja irgendwie deine Hörner abstossen. Das heisst aber nicht, dass ich ohne Grund anecken wollte. Ich habe vielmehr so versucht, Verantwortung zu übernehmen.

«Für einen Trainer ist Abstiegskampf die Lebensschule schlechthin.»

In der Ausbildung hast du dich aber eher genügsam gezeigt. Aus einem Rebellen wurde ein schlichter Versicherungsberater.

In der Schule gab ich mir tatsächlich keine grosse Mühe. Ich hatte allerdings auch nie welche. Meine Ambitionen reichten für die Realschule (*was in der Schweiz der Sekundarstufe entspricht, Anm. d. Red.*). Und dann bewirbst du dich eben irgendwo. Da ich handwerklich unbegabt bin, blieb mir nur ein kaufmännischer Beruf.

Klingt nicht gerade nach Rebellion.

War es auch nicht. Interessant wurde es erst, als ich mich zum Aussendienst-Mitarbeiter weiterbildete. Da ich auf Menschen zugehen kann, förderten mich meine Vorgesetzten. Sie sahen, da bringt einer ihr Produkt gut an den Mann. Nur merkte ich bald, dass ich nicht hinter diesem Produkt stehen kann. Ich will nicht mit der Angst «hantieren». Den Kunden jeden Tag erklären, sie müssten sich vor diesem und jenem

fürchten und daher eine Versicherung abschliessen, widerstrebte mir.

Aber auch in deiner jetzigen Tätigkeit hast du es mit der Angst zu tun. Schon mehrmals hast du gegen den Abstieg gespielt.

Für einen Trainer ist das die Lebensschule schlechthin. In diesem Existenzkampf die Moral hochzuhalten, kostet enorm viel Kraft. Aber die habe ich.

Woher?

Das sind die Gene! (*lacht*) Und die Leidenschaft für den Fussball. Im Gegensatz zur Schule war mir hier nie ein Weg zu weit. Mich haben diese Alles-oder-nichts-Momente immer gereizt. Darum geht es doch als Sportler. Ich halte mich nicht gerne in Grauzonen auf.

Bist du auch deshalb Stürmer geworden?

Ich wollte schon immer Tore schiessen. Vor allem aber suchte ich gerne den Zweikampf. Verantwortung übernehmen, mich durchsetzen und so entscheidenden Anteil am Ganzen haben, das war mein Ding.

War es dieser Drang nach Verantwortung, der dich schon mit 28 Jahren bewog, Trainer zu werden?

Einerseits ja. Andererseits hatte ich damals längst gemerkt, dass ich es als Spieler nie über den Amateurfussball hinaus schaffen würde. Als ich dann als Aktiver von Zweitligist Stäfa vorübergehend die Viertliga-Mannschaft übernehmen sollte, hat es mich gepackt. Am Abend vor meiner ersten Teambesprechung schrieb ich zehn Zettel voll. Die brauchte ich dann aber gar nicht. Wir standen ja mitten im Abstiegskampf, da waren klare Ansprachen nötig.

Wie hast du deine ersten Schritte als Trainer erlebt?

Obwohl es nur Feierabendfussball war, stand ich jeden Tag auf dem Platz. Am Wochenende hatte ich jeweils zwei Partien – als Spieler und als Trainer. Das war ein grosser Spass, aber auch eine riesige Belastung, weil ich nebenher noch arbeitete.

1994 hast du beim Zürcher Zweitligisten Schwamendingen deine erste «reguläre» Stelle angetreten.

Es wurde auch Zeit. Ich hatte das Diplom und keine Lust mehr, anderen Trainern zuzuhören. So begann ich als Spielertrainer – was spannend war, weil ich nun selber eine Mannschaft formen konnte.

Auf der Stürmerposition wirst du kaum rotiert haben ...

Stimmt! (*lacht*) Ich muss allerdings gestehen: In der ersten Saison fiel es mir schwer, die Übersicht zu bewahren. Als Stürmer war ich zu fest mit meinen eigenen Gegenspielern beschäftigt, als dass ich genau hätte sehen können, was auf der anderen Seite des Feldes passiert. Und ans Lenken des Spiels war erst recht nicht zu denken. Wie sollte ich da die richtigen Auswechslungen vornehmen? In der zweiten Saison liess ich mich deswegen ins Mittelfeld zurückfallen. Doch nun musste ich zu viel rennen, um den Überblick zu erlangen. Also ging ich in der dritten Saison nach hinten. Zentral in der Dreierkette hatte ich endlich das Spiel vor mir. Prompt stiegen wir auf.

1999 wurde man erstmals national auf dich aufmerksam: Mit Erstligist Red Star Zürich bist du bis in den Cuphalbfinal vorgestossen.

Das war eine Sensation. Doch genau einen solchen Exploit hatte ich benötigt. Als Trainer ohne illustre Spielervergangenheit fehlten mir Lobby und Netzwerk. Ich war also zum Erfolg verdammt, zumal ich alles auf eine Karte gesetzt und schon in Schwamendingen meine Nebenjobs beendet hatte.

Viel brauchtest du damals offenbar nicht zum Leben ...

Das kann man wohl sagen! Aber ich habe mich durchgeboxt, obwohl ich keinen idealen Einstieg hatte. Ich begann ja gleich im Erwachsenenfussball. Da bleibt dir keine Zeit, dich zu finden. Du musst sofort Resultate liefern. Also steckte ich meinen ganzen Ehrgeiz in die Aufgabe, Profitrainer zu werden, und attackierte voll.

Jürgen Seeberger

*25. März 1965 in Konstanz (D)

Spielerkarriere:

Im deutschen und Schweizer Amateurfussball.

Spielertrainer:

1994–1997 Zürich-Schwamendingen (2. Liga)

Trainer:

1997–1999 Red Star Zürich (1. Liga)

1999–2000 SC Kriens (NLB)

2000–2007 FC Schaffhausen (1. Liga bis SL)

2008–2009 Alemannia Aachen (2. Bundesliga)

2010–2011 VfB Stuttgart II (3. Bundesliga)

2012–2013 Darmstadt 98 (3. Bundesliga)

2014– FC Winterthur (ChL)

Der Versicherungskaufmann hätte dir davon abgeraten.

Es brauchte Mut, zumal vor zwanzig Jahren viel weniger vollamtliche Trainer in der Schweiz tätig waren als heute. Meine Entschlossenheit half mir, zog aber auch den Ruf des harten Hundes nach sich. Ich empfehle daher jedem, über den Juniorenfussball in den Trainerberuf einzusteigen.

Ist denn eine sorgfältige Karriereplanung als Trainer überhaupt möglich?

Nur begrenzt. Als ich im Frühjahr 2007 in Schaffhausen entlassen wurde, wusste ich nicht, wie es weitergehen sollte. Mein Ziel war, in Deutschland eine Anstellung zu finden. Doch da kannte mich fast niemand. Was ein Underdog wie Schaffhausen in der Super League leistet, interessiert dort nicht wirklich.

Du hattest auch keinen Berater. Dennoch hast du eines Tages einen Anruf aus Aachen erhalten.

Es braucht Sportchefs, die über den Tellerand hinausschauen – wie Jörg Schmadtke, der damals bei der Alemannia arbeitete und heute in Köln ist. Dank ihm fand ich mich 2008 unverhofft in der 2. Bundesliga wieder. Es liess sich auch gut an. Ein Jahr später standen wir auf dem vierten Platz und klopfen an die Tür der Bundesliga.

In der Folgesaison wurdest du allerdings entlassen.

Aachen ist halt eine Fussballstadt. Da kochen die Emotionen schnell über, erst recht in einem solch chaotischen Verein,

wie es die Alemannia zu jenem Zeitpunkt war. Der Klub setzte sich viel zu hohe Ziele. Ich hatte Schicksalsspiele, da war der Aufsichtsrat schon einberufen worden, um mich nach der Partie zu entlassen, und dann erzielten wir kurz vor Schluss das siebringende 1:0 ...

Statt nach oben ging es für dich weiter nach unten ...

2010 übernahm ich in der 3. Bundesliga die zweite Mannschaft des VfB Stuttgart – auf Empfehlung des damaligen Cheftrainers Christian Gross. Mich reizte, erstmals im Ausbildungsbereich tätig zu sein. Doch nachdem Fredi Bobic auf dem Managerposten Horst Heldt ersetzt hatte, der zu Schalke gegangen war, wurde Gross entlassen, und auch ich stand nicht mehr hoch in der Gunst. Neue Verantwortliche bringen halt meist eigene Ideen mit. Das muss man akzeptieren.

«Als Trainer ohne illustre Spielervergangenheit fehlten mir Lobby und Netzwerk.»

Dieser frühzeitige Abgang war aber noch nichts im Vergleich zu deiner dritten Station in Deutschland: Drittligist Darmstadt schmiss dich nach bloss drei Monaten raus.

Ja, das war krass. Ich hatte den Verein auf einem Abstiegsplatz übernommen und eben noch mit dem Präsidenten die Vorbereitung für die Winterpause besprochen, da entliess er mich. Er verlor die Nerven, weil wir nicht vom letzten Rang weggekommen waren. So ist Fussball.

Nächste Saison spielt Darmstadt in der Bundesliga. Was macht dein Nachfolger Dirk Schuster besser als du?

Das kann ich nicht beurteilen. Was klar ist: Auch Schuster gelang es nicht, die Mannschaft vor dem Abstieg zu retten. Sie hielt die Klasse nur, weil Offenbach nach jener Saison die Lizenz entzogen worden war. Das gab dem Verein die Möglichkeit, das Team auszutauschen. Was sich daraus entwickelt hat, ist ein Märchen, wie es nur der Fussball schreibt. Übrigens auch für mich – in finanzieller Hinsicht: Weil Darmstadt oben blieb, verlängerte sich mein Vertrag automatisch, obwohl ich längst auf der Strasse stand.

«Ich lebe nicht nach dem Motto **«Schneller, höher, weiter».**»

Das war deine vierte Entlassung in Serie. Plagten dich keine Selbstzweifel?

Natürlich stellst du dir Fragen: Habe ich die richtigen Vereine gewählt? Oder handelte ich nach der Freistellung in Aachen vielleicht zu schnell? Damals war ich während dreier Jahre nur gerade 100 Tage aktiv berufstätig. Da überlegst du dir schon: Warum passiert mir das?

Und wie lautet deine Antwort?

Ich glaube, dass man alles, was einem im Leben widerfährt, grösstenteils selbst verantwortet. Als Trainer bist du zwar dem Klubvorstand ausgeliefert, aber du darfst deine Entlassung nie einfach nur mit «externen» Vorgängen wie einem Managerwechsel begründen – auch wenn ich solche Mutationen in Aachen und in Stuttgart erlebt habe. Zuletzt musst du *dir* gegenüber Rechenschaft ablegen. In beiden Fällen war ich es, der die Verantwortlichen nicht hatte überzeugen können.

Eine Entlassung ist für dich also eine persönliche Niederlage?

Ja. Andererseits stelle ich mich gerne solchen schwierigen Situationen wie in Darmstadt. Sie sind doch das Reizvolle am Trainerjob. Du wirst mit der ganzen Palette menschlicher Emotionen konfrontiert. Da prallt zwar nicht alles an dir ab, doch das musst du wegstecken können. Nur so kommst du weiter.

Hast du befürchtet, während deiner Arbeitslosigkeit den Anschluss zu verlieren, weil ständig neue Trainer nachdrängen?

Nein, im Leben kommt es immer wieder gut. Das zeigt sich nun in Winterthur.

Diese Haltung wirkt auf mich entweder mutig oder etwas naiv.

Schon bei Schwamendingen war ich kein auf Sicherheit bedachter Mensch, und ich bin es auch heute nicht, obwohl ich unterdessen eine Familie mit zwei kleinen Kindern habe. Ich vertraue auf meine Fähigkeiten.

Du bist zufrieden mit deinem Werdegang.

Ja. Als Amateur hätte ich mir ja nie vorstellen können, jemals eine Super-League-Mannschaft zu trainieren, geschweige denn einen Bundesliga-Aufstiegs Kandidaten. Auch ohne grosse Spielerkarriere hinterliess ich Spuren im Profifussball. Ich durfte mit Talenten wie Lewis Holtby in Aachen oder Bernd Leno in Stuttgart zusammenarbeiten. Dazu habe ich mich als Mensch weiterentwickelt. Mit der Reife des Alters bin ich ruhiger geworden.

Vor zehn Jahren galtest du in der Schweiz als verheissungsvoller Jungtrainer. Heute sagst du, mit jedem Super-League-Verein zumindest einmal verhandelt zu haben. Trotzdem ist es nie zu einem Abschluss gekommen. Warum?

Das ist die Frage. Mit Schaffhausen bewies ich ja, dass ich es kann. Bei YB war ich mal ein Thema, doch mit dem neuen Stadion stiegen die Erwartungen an den Trainernamen, und Gernot Rohr wurde verpflichtet. Auch St.Gallen entschied sich für einen bekannteren Trainer: Krassimir Balakov. Dabei wäre ich im Herbst 2007 wohl prädestiniert gewesen für den Abstiegskampf – nach meinen Erfahrungen in Schaffhausen. Mit Aarau sprach ich mehrmals, ich unterhielt mich mit dem FCZ. Aber irgendwie hat es nie geklappt.

Mittlerweile bist du 50. Haben dir die heutigen Jungtrainer den Rang abgelaufen?

Ich erachte das Trainerbusiness nicht als Wettrennen. Klar, wenn du die Karriereleiter an der Ligazugehörigkeit und deinem Lohn festmachst, dann läge noch etwas mehr drin. Aber ich lebe nicht nach dem Motto «Schneller, höher, weiter». Ich durfte meinen Weg gehen und hatte überall Erfolg,

ausser in Darmstadt. Die Rückschläge mögen von aussen als negativ wahrgenommen werden. Ich jedoch mache mir keine Vorwürfe, versagt zu haben. Ich bin völlig im Reinen mit mir.

Dennoch: Im Gegensatz zu dir hat es dein Captain bei Red Star, Uli Forte, als Trainer zu YB geschafft. Kommt da kein Neid auf?

Nein, im Gegenteil, Uli's Entwicklung freut mich enorm. Er ist ein hochintelligenter Mensch mit einem aussergewöhnlichen Persönlichkeitsprofil. Damit kann er es noch sehr weit bringen.

Und du?

Für mich ist das Alter kein Thema. Ich fühle mich jünger als vor zehn Jahren. Deshalb will ich noch lange weiterarbeiten. Wenn ich da an Jupp Heynckes denke: Der hat mit knapp 70 das Triple mit Bayern München geholt!

Das wird dir leider vergönnt bleiben. Aber immerhin trainierst du die offensivste Mannschaft der Challenge League.

In der abgelaufenen Saison kriegten wir zwar zu viele Gegentore – zumal die Defensive die Grundlage jedes Erfolgs ist –, wir erzielten aber auch die meisten Treffer der Liga. Das macht mich stolz.

Na dann: Wenn du schon kein Angebot aus der Super League erhältst, dann steigst du halt selber auf.

Mit meiner Erfahrung kann ich unseren Jungen sicher einiges mit auf den Weg geben. Und die Voraussetzungen in Winterthur sind gut: Wir haben ein reines Fussballstadion, viele Talente und ein Umfeld, das nicht so schnell aus der Ruhe gerät. Gleichzeitig können wir nicht einfach eine Aufstiegs Mannschaft zusammenkaufen. Wir wollen die nötige Achse selber ausbilden. Das erfordert Zeit.

Schneller ginge es in Basel. Die sechs Meistertitel in Folge hat der FCB mit vier verschiedenen Trainern erreicht. Am Rheinknie würdest wohl auch du noch zur Nummer eins.

Jetzt reichs aber! *(Lacht schallend)*

